

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

36. JAHRGANG / NR. 145

ראש השנה תשפ"ב

3. SEPTEMBER 2021



den Juden ausführten und wie sie diesen erlebt haben. Auch in diese Kapitel sind Bilder eingefügt. Sie zeigen die Verantwortlichen anhand von Porträtfotos sowie mit Momentaufnahmen in ihrem beruflichen Tätigkeitsfeld und ihrem familiären Umfeld.

Auf Seite 244 ist ein deutsches Lebensmittelgeschäft in Czortków abgebildet. Es zeigt die Normalität eines Alltags, über den Bartov schreibt, dass er für viele Deutsche „eindeutig der Höhepunkt ihres Lebens“ gewesen sei. „Lebensmittel, Alkohol, Tabak und Sex standen ihnen fast unbegrenzt zur Verfügung. Vor allem aber waren sie die uneingeschränkten Herren über Tod und Leben.“ Trotz dieser zusammengedrückten Beschreibung der Lebenswelt, in der der Völkermord stattfand, kann es einem Leser dennoch gelingen, sich allmählich in die komplexen Zusammenhänge der Ereignisse einzufühlen.

Die Angestellten der deutschen Zivilverwaltung hatten auch ihre Frauen und Kinder in Buczac. Weil der Völkermord von den Deutschen öffentlich und mit einer Unbekümmertheit und Selbstsicherheit ausgeführt wurde, konnte er auch von den deutschen Kindern wahrgenommen werden. Ihre Mütter haben sich über

mögliche seelische Folgen für ihre Kinder ausgetauscht. Diese Gespräche, die einige Mütter nicht vergessen konnten, haben im Nachkriegsdeutschland bei polizeilichen Vernehmungen für die Mütter, die leugneten, überhaupt etwas vom Völkermord mitbekommen zu haben, zur Entlarvung ihrer Lüge gedient.

Bartov zeigt am Beispiel des Judenrates von Buczac und seines Widerparts, des aus seinem Versteck in den Wäldern heraus operierenden jüdischen Widerstands, eindringlich auf, welche Perspektiven sich bei dem jüdischen Bevölkerungsteil auf den Genozid herausbildeten. Der Arzt Dr. Seifer, ein Mitglied des Judenrats, schrieb nach dem Krieg einen Brief an einen Bekannten, in dem er sein Verhalten, das in dauernder Spannung zwischen der Hilfe für die jüdische Gemeinschaft und seiner Selbsterhaltung stand, zu rechtfertigen versuchte.

Bartov urteilt, auch auf der Grundlage der Aussagen eines der damaligen jüdischen Widerständler, dass Seifers Verhalten etwas darüber sage, „wie anständige Leute in finsternen Zeiten zu nützlichen Instrumenten des Völkermords werden können.“ Bartov hebt zudem am Beispiel eines jüdischen Mannes hervor, wie ein-

fach letztlich doch der Wechsel vom Angehörigen des von den Deutschen eingesetzten jüdischen Ordnungsdienstes auf die Seite der Widerständler gewesen ist. Bartov fasst seine Darstellungen in dem Gedanken zusammen, dass allen drei Bevölkerungsgruppen äußerstes Leid zugefügt worden ist. Die Lektüre seines Buches ist deshalb eine emotionale und moralische Herausforderung. Die Schilderungen der grauenhaften Verbrechen bleiben im Gedächtnis haften. Die Zeugen, die Bartov zu Wort kommen lässt, bezeichnet er als parteiisch für ihr eigenes Volk. Sie haben, auch nach dem Krieg, wenig Verständnis für das Schicksal der anderen Bevölkerungsgruppen. Das gilt im Besonderen für den Genozid an der jüdischen Bevölkerung. Sie wird von allen Parteien, besonders aber von den Deutschen, stets nur wie ein totes Objekt behandelt, mit dem man „tun konnte, was man wollte“. Unter menschlichen Gesichtspunkten wurden sie nicht gesehen.

Daniel Hoffmann

Omer Bartov: *Anatomie eines Genozids. Vom Leben und Sterben einer Stadt namens Buczac*, 486 Seiten, Jüdischer Verlag, Berlin 2021, www.suhrkamp.de/juedischer-verlag

Franz Dubas Bericht

Im Aachener Rimbaud-Verlag ist jetzt ein erst vor wenigen Jahren im Nachlass aufgefundener fragmentarischer Prosatext des als Bukowiner Lyriker im deutschen Sprachraum bekannten Moses Rosenkranz veröffentlicht worden. Der Text trägt den Titel *Der Hund. Franz Dubas Bericht*. Rosenkranz, 1904 in einem kleinen Dorf in der Bukowina geboren, starb 2003 in einem kleinen Dorf im Hochschwarzwald, in dem er gemeinsam mit seiner Ehefrau seit den 60er Jahren gelebt hat. Neben seinen Gedichten hat der Rimbaud-Verlag auch sehr erfolgreich seine autobiografischen Erzählungen *Kindheit* und *Jugend*, beide ebenfalls nur als Fragmente vorliegend, herausgebracht.

Das jetzt erschienene Buch ist der einzige weitgehend ausgearbeitete Teil eines von Rosenkranz gegen Ende der 50er Jahre, als er noch in Rumänien lebte, geplanten Romans, der fiktional seine im Holocaust und im Lagersystem der Sowjetunion erlittenen Erlebnisse darstellen sollte.

Mittlerweile hat sich in der Literatur das Genre der Holocaustliteratur fest etabliert. Tatsachenberichte treten hier neben fiktionalen Verarbeitungen auf. In diesem Kontext gesehen, ist ein lange Zeit unveröffentlicht gebliebener Text, der nur wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges geschrieben wurde, nicht mehr unbedingt als ein originärer Beitrag



Moses Rosenkranz

Der Hund

Franz Dubas Bericht

Rimbaud

zur Holocaustliteratur zu verstehen. Er ist eher von historischem Wert, da er wertvolle Einblicke in die frühen Schreibweisen, in den verwendeten Wortschatz und in die formale Gestaltung der Holocaustliteratur bietet.

Für diesen eher distanzierten Blick bietet sich Rosenkranz' fragmentarischer Erzähltext geradezu an. Er ist, wie einer der Herausgeber, Sascha Feuchert, schreibt, „in mehrfacher Hinsicht artifiziell“. Er sei

künstlerisch intensiv durchgearbeitet, „sprachlich dicht, und er ist in seiner Fiktionalität jederzeit erkennbar.“ Zudem nimmt der Erzähler durchgehend eine „ironisch-zynische Distanz“ ein, die es Lesern schwer macht, sich in ihrem eigenen Leseduktus an den Text zu gewöhnen. Viele Sätze gehen über sieben Zeilen hinweg und erfordern so eine hohe Aufmerksamkeit. Wenn der Wortschatz zudem aus zahlreichen Zynismen besteht, ist dies nur schwer zu ertragen.

„Doch kann eine Sprache, die versucht, die Verbrechen des Holocaust in Worte zu fassen, eigentlich zu drastisch sein?“, fragt Andrea Löw, die andere Herausgeberin dieses Buches, in ihrem Nachwort. In Rosenkranz' *Der Hund* begegnen sich Franz Duba, ein ehemaliger Lehrer aus dem Sudetenland, Julia Paschkes, seine ehemalige Schülerin, deren Eltern durch Taufe ihr Judentum ablegen wollten, sein ehemaliger Schüler Hubala, jetzt KZ-Aufseher, sowie der Hund Nero, der einst im behüteten Hause der Paschkes geboren wurde und jetzt zu einer Waffe gegen KZ-Häftlinge abgerichtet werden soll, in einer ostpreussischen Ausbildungsstätte für KZ-Wachmannschaften und Hunde.

Rosenkranz schildert ausführlich Dubas Weg durch verschiedene Lager sowie Julias Weg durch verschiedene Bordelle, bis sie schließlich beide in der ostpreu-

Bischen Ausbildungsstätte landen. Eingeflochten ist in diese Erzählung, dem Untertitel entsprechend, Franz Dubas Bericht über seine Erfahrungen. Jedoch lassen sich beide Textebenen nicht deutlich unterscheiden, so dass der Sinn dieser eingeschobenen „Zitate“ nicht erkennbar wird. Im 38. Kapitel, „Julius Endsieg“, treffen die Protagonisten und der Hund Nero in einer inszenierten Orgie der Bestialität und Brutalität aufeinander. In einem der beiden biografischen Essays von Burkhard Baltzer, die die Abteilung der „Nachworte“ einleiten, fühlt sich Baltzer bei der Wiedergabe eines Kindheitserlebnisses von Rosenkranz an einen Horrorfilm erinnert. Mich erinnerte das 38. Kapitel an eine besonders abstoßende Sequenz aus Pier Paolo Pasolinis letztem Film, dem 1975 veröffentlichten Film *Die 120 Tage von Sodom*, in der junge Menschen wie Hunde den Exzessen ihrer Peiniger preis-

gegeben werden. Die Atmosphäre von Rosenkranz' Buch ähnelt stark der dieses Filmes. Beide versuchen aus dieser Gewaltorgie einen Funken Menschlichkeit zu retten. Doch gelingt es ihnen? Alle Beiträger bescheinigen Rosenkranz, dass er ein „Autor des Hörensagens“ gewesen sei, der „aufgeschnappte“ Berichte, Meldungen und dann auch Erlebtes dichterisch verwandelte“. Andrea Löw meint, es „können einige reale Hintergründe vermerkt werden“. Aber wie sollen Leser diese Hintergründe entdecken? Jüdische Leser, die entweder den Holocaust selbst überlebt haben oder Nachkommen Überlebender sind, setzen sich nur selten Tatsachenberichten und fiktionalen Texten über den Holocaust aus. Sie haben ihre eigenen familiären Narrative des Holocaust. Nichtjüdische Leser haben es dagegen schwer, sich sachgerecht zu orientieren, da ihnen die Lebens- und

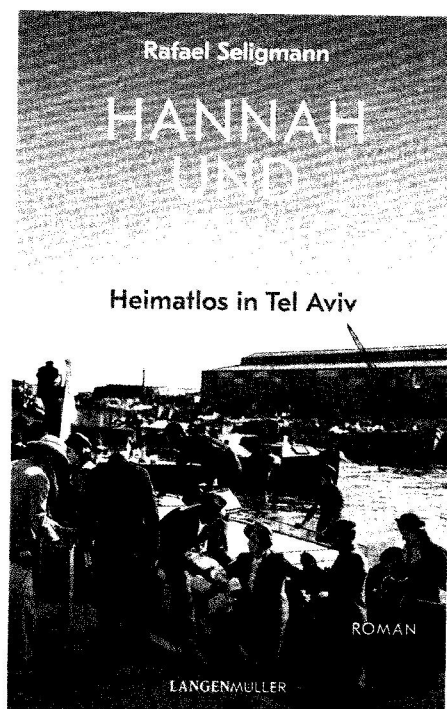
Überlebenserfahrung aus dieser Zeit nicht unmittelbar nahegebracht worden sind. Baltzer schreibt: „Die Zeit fördert Legenden und Fiktionen.“ Dem ist zuzustimmen. So arbeiten und verarbeiten die Menschen oder die Völker ihre Erinnerungen zu Legenden. Moses Rosenkranz, der in den 50er Jahren den großen Roman über den Holocaust plante und ihn letztlich nicht zustande brachte, hat sich möglicherweise in dieser überartifizuellen Fiktionalität seines Schreibens, die das reale Erleiden des Holocaust hinter sich lässt, rettungslos verstrickt. Deshalb ist es nur zu begrüßen, dass der Verlag den Herausgebern dieses Buches vier begleitende Texte gestattete, die Lesern die notwendige Orientierung geben. Daniel Hoffmann

Moses Rosenkranz: *Der Hund*. Franz Dubas Bericht, herausgegeben von Sascha Feuchert und Andrea Löw, 216 S., Rimbaud Verlag, Aachen 2021, www.rimbaud.de

Hannah und Ludwig

„Solang noch im Herzen eine jüdische Seele wohnt und nach Osten hin, vorwärts, das Auge nach Zion blickt, solange ist unsere Hoffnung nicht verloren ...“ Die Hatikwa singend landen auf dem Auswandererschiff „Emile Zola“ hundert Flüchtlinge aus Marseille im Sommer 1934 im Hafen von Yafo. Unter ihnen Ludwig und Heinrich Seligmann, zwei junge jüdische Textilkauflleute aus Ichenhausen auf der schwäbischen Alb. Sie sehen sich gezwungen, nach einem Jahr in Frankreich, wohin sie 1933 geflohen sind, auch diesem Land den Rücken zu kehren und vor Verfolgung und Tod nach Palästina zu fliehen. Dort bauen die Zionisten unter kräftiger Mithilfe der Flüchtlinge aus Deutschland und vielen anderen Ländern den israelischen Staat auf. Offiziell ausgerufen werden kann der neue Staat erst am 14. Mai 1948. Bis dahin ist es für die beiden Brüder Seligmann ein beschwerlicher Weg, zumal sie von den Zionisten als umständliche „Jeckes“ eingestuft werden, vor allem der grundständige Ludwig, der sich mit seiner „Ehrpusseligkeit“ manchmal selbst im Wege steht. Ludwig singt im Angesicht der Küste mit Tränen in den Augen die Hatikwa mit und hofft auf ein besseres Leben in Zion. Heinrich macht sich über seinen Bruder lustig. Für ihn ist klar, dass er, sobald es geht, nach Deutschland zurückkehren wird.

Im ersten Buch über die Geschichte seiner Familie mit dem Titel „Lauf, Ludwig, lauf!“ hat Rafael Seligmann seinem Vater ein Denkmal gesetzt (siehe dazu JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 26.3.2021). In „Hannah und Ludwig“ schildert nun der Autor das Leben seiner Eltern in



Israel. Der Leser erfährt aus Sicht der jeweils in der Ich-Form erzählenden Personen, wie die Familienmitglieder die aus heutiger Rückschau zu Geschichte gewordenen Ereignisse erlebt haben und wie sehr sie vom dauernden Zustand der Anspannung, Bedrohung und Bewährung geprägt worden sind. Es ist bewundernswert, wie viel Resilienz die einzelnen Protagonisten entwickeln und spannend zu erleben, wie anders Fremdheit, wirtschaftliche Not und Kriegszustände jeweils verarbeitet werden.

Die beiden sehr unterschiedlichen Brüder gewinnen in diesem zweiten Band noch mehr Profil. Empfangen werden sie im Hafen von Yafo von einem Abgeordneten

der Jewish Agency, die sich in den Jahren bis 1948 sowohl mit Arabern als auch mit den Engländern arrangieren musste. Der Kampf ums tägliche Brot in der völlig fremden Umgebung beginnt sofort, jeder geht anders damit um. Heinrich findet schnell einen Job als Zeitungsbote und begnügt sich damit. Er holt sehr bald seine Verlobte Paula nach, heiratet und wird zeitlebens in Israel bleiben.

Ludwig gelingt es in kaum anderthalb Jahren, sich in einem Textilgeschäft von der Putzkraft zum Lagerverwalter, später sogar zum Einkäufer emporzuarbeiten. Aufgrund seines Organisationstalents, seiner überdurchschnittlichen Einsatzbereitschaft und unbedingten Loyalität gegenüber seinem Chef unterstützt ihn dieser, sodass er den dringend notwendigen „Umzug“ der Eltern von Ichenhausen nach Hadraga, einer Landwirtschafts-siedlung 15 Kilometer östlich von Tel Aviv finanzieren kann.

Am 13. Oktober 1935 kommen die Eltern mit dem jüngsten Bruder Kurt in Yafo an. „Sechs Stühle waren das einzige Überbleibsel unseres Hauses in Ichenhausen.“ Sie finden in einem kleinen Häuschen in der Nähe der heutigen Stadt Petach Tikwa einen neuen Platz. Als Tochter Thea endlich auch nachkommt, ist die Familie wieder komplett. Es werden zwölf Kühe angeschafft und Schwester Thea managt die kleine Landwirtschaft. Ludwig, Heinrich und seine Frau wohnen weiterhin in Tel Aviv, kommen aber am Wochenende fast immer nach Hadraga, um die Eltern zu unterstützen. Alle helfen zusammen beim Melken, bei der Wohnungseinrichtung, bei der Lebensorganisation. Vater Isaak hat wieder, wie in Ichenhausen,